

# DAS UNGLÜCK ANDERER LEUTE

*Roman*



Galiani  
Berlin

*Nele Pollatschek*

Nele Pollatschek

# Das Unglück anderer Leute

*Roman*



# Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Nele Pollatschek](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

## Über Nele Pollatschek

Nele Pollatschek lebt im Odenwald. Sie wurde 1988 in Ost-Berlin geboren, hat einige Zeit später Englische Literatur und Philosophie in Heidelberg, Cambridge und Oxford studiert. Sie arbeitet als Dozentin und promoviert gerade über das Problem des Bösen im Roman.

## Über dieses Buch

Rabenmütter, Vaterwunden, Geschwisterliebe. In ihrem originellen Debüt spielt Nele Pollatschek auf verblüffende Weise mit Statistik und Magie – und erzählt dabei eine turbulente, hochkomische und tieftraurige Geschichte vom Schicksalsschlag, eine Familie zu haben.

Thene, 25, Oxford-Studentin mit Zweitwohnsitz in Heidelberg, lebt eigentlich ihren Traum: mit ihrem Freund im alten BMW zur Lieblingslichtung im Odenwald fahren, Klapptisch aufstellen, lesen, schreiben und ab und an ein Stück Kirschjockel essen.

Leider aber fällt in Thenes Odenwald-Idyll immer wieder ein, was sie nur in kleinen Dosen verträgt: ihre Patchwork-Familie, eine in alle Himmelsrichtungen verstreute ostwestdeutsche Mischpoke. Allen voran: Ihre Mutter Astrid – Weltretterin, Punk, hochmanipulativ und mehr an ihren guten Taten als an ihren Kindern interessiert. Dann Georg, ihr Vater, der eigentlich die bessere Mutter gewesen wäre, wäre er nur nicht ganze fünf Jahre verschwunden, als Thene zehn war. Des Weiteren: Eine Schar von abgelegten Stiefvätern, unter ihnen der jüdisch-orthodoxe Menachem. Und – einziger Lichtblick – Menachems Sohn: Thenes fünfzehnjähriger Halbbruder Eli, Zauberlehrling und begnadeter Kenner von Statistik, Wahrscheinlichkeit und Magie.

Als die Masterverleihung in Oxford ansteht, reist die Familie wie selbstverständlich an. Wer hätte schon ahnen können, dass der Zufall – das Schicksal? Gott? – ausgerechnet hier den Hebel ansetzt, um Thenes Welt aus den Angeln zu heben ...



**KiWi-NEWSLETTER**

jetzt abonnieren

## Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG  
Bahnhofsvorplatz 1  
50667 Köln

Verlag Galiani Berlin  
© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln  
Covermotiv: © Gribanessa – Fotolia.com

ISBN 978-3-462-31632-2

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

# Inhaltsverzeichnis

**Widmung**

**Motto**

**A**

**B**

**C**

**D**

**E**

**F**

**G**

**H**

**I**

**J**

**K**

**L**

**M**

**N**



**O**

**P**

**Q**

**R**

**S**

**T**

**U**

**V**

**W**

**X**

**Y**

**Z**

**Dank**

*Meinem Bruder*

Man muss nur ein Wesen recht von Grund auf lieben, dann  
kommen einem alle anderen lebenswürdig vor.

---

– Johann Wolfgang von Goethe

Bokonon lehrt uns, dass es falsch ist, nicht jeden genau gleich zu  
lieben.

---

– Kurt Vonnegut

Die Hölle, das sind die anderen.

---

– Jean-Paul Sartre

## A

»Ich hasse sie, ich hasse sie, ich hasse sie«, sagte ich. Nicht voller Wut. Voller Wahrheit. Wut hatte ich hinter mir gelassen. Meistens zumindest. Nun sprach ich nur noch aus, was sowieso alle dachten. Klar und ruhig, laut und deutlich, ohne Wenn, ohne Aber: Ich hasste meine Mutter.

Wenn ich an meine Mutter dachte, sah ich rot. Was nicht nur an der penetranten Feuerwehrfarbe von Mamas viel zu enger Garderobe lag. Von den Schuhen bis zum Hut, der auf ihrem weißblonden Kurzhaarschnitt saß und sie wie einen kurvigen Mafioso aussehen ließ, trug Mama seit Jahren fast ausschließlich Rot. Dieses unerträgliche Signalrot, das wie das Rot eines Stoppschildes zu sagen schien: »Guck mich an! Ich bin wichtig!«, war die sichtbarste Manifestation all dessen, was ich an meiner Mutter hasste. Mamas Aussehen war wie ein Autounfall. Man wollte nicht hingucken, aber man konnte auch nicht weggucken. Es war, als wollte Mama nicht nur alle Menschen ihrem Willen unterwerfen, sondern auch alle Augen zwingen, sich immer nur auf sie zu richten.

»Ich verstehe überhaupt nicht, warum sie das schon wieder macht. Hast du es ihr nicht erklärt?«, fragte meine Oma (mütterlicherseits) vom Sitz hinter mir und lehnte ihre kurzen Locken so weit in den Gang, dass die Stewardessen Slalom laufen mussten.

»Natürlich hab ich's ihr erklärt. Mehrmals. Aber das ist doch gar nicht der Punkt. Da könnte eine Teleportationsanlage direkt am Gate stehen, um sie ins Hotel zu beamen, und sie würde trotzdem abgeholt werden wollen. Einfach nur, weil ich es nicht will«, erklärte ich und massierte

meinen Hals, der durch meine Versuche, mit der hinter mir Sitzenden zu sprechen, langsam steif wurde.

»Ja, weil sie mich immer ärgern will!«, fügte Oma kopfschüttelnd hinzu.

Auch wenn wir uns uneins waren, ob Mama nun ihre Tochter oder ihre Mutter ärgern wollte, so waren wir uns doch einig, dass das Ärgern an sich eines ihrer Grundbedürfnisse war. Mama wollte ärgern. Immer. Und die gemeinsame Erkenntnis dieser Wahrheit brachte mich nun doch leicht in Rage. Ich drehte mich um, sodass ich fast auf meinem Sitz kniete und flüster-schrie zu Oma:

»Da fährt ein Bus, direkt vom Airport bis zu meiner Haustür: Heathrow–Oxford. Der braucht genau fünfzig Minuten. Der ist praktisch das einzige Verkehrsmittel, das – Maggie Thatcher sei Dank – in diesem beschissenen Land überhaupt noch funktioniert. Und Mama weiß das. Weil ich seit Jahren immer nach Heathrow fliege, um diesen Bus zu nehmen. Der ist so zuverlässig, der könnte fast deutsch sein.«

Der Alt-68er in Jeans und Öko-Latschen auf dem Fensterplatz drehte sich schockiert zu mir um.

»Keine Angst. Ich darf so was sagen. Ich bin jüdisch«, sagte ich routiniert. Er wandte sich sichtlich beruhigt wieder dem Flugzeugfenster zu. Funktioniert immer, dachte ich und textete meine Oma weiter mit Tiraden über Mama zu.

»Und trotzdem, Madame will abgeholt werden. Auch wenn sie weiß, dass wir über die M25 müssen und die halbe Nacht im Stau stehen. Verstehst du, die könnte bei unserer Ankunft schon längst im Hotel sitzen, Tee trinken und Angestellte malträtieren. Aber sie wartet lieber stundenlang am bekackten Airport, als zu tun, worum ich sie bitte.«

»Aber es kann doch nicht sein, dass drei erwachsene Menschen mitten in der Nacht im Linksverkehr durch England fahren müssen, nur weil sie grundlos vom Flughafen abgeholt werden will«, sagte meine Oma mit ernst scheinendem Unverständnis. Ich war nicht ganz sicher, ob sie

wirklich nicht verstand oder sich lediglich über meine Wut freute und wollte, dass ich weiter einheizte.

»Oma, du kennst sie. Der Flughafen ist ihr scheißegal. Es geht ihr doch genau darum, dass sie drei erwachsene Menschen mitten in der Nacht durch ein Land kommandiert, welches nie das Glück genossen hat, von Hitler ein paar Autobahnen gebaut bekommen zu haben.«

(Oma schreckte kurz zusammen, als jüdische Exilanten-Tochter mit stark ausgedünnten Familienfeiern mochte sie es nicht so, wenn ich mit dem H-Wort herumwarf.)

»Es geht Mama doch genau darum, ihre Macht zu beweisen. Nur weil ich hier seit Jahren studiere und dieses Land mit all seinen Macken genau kenne, heißt das noch lange nicht, dass ich etwa irgendetwas besser wissen könnte als Mama. Sie macht es doch in Wahrheit, um zu zeigen, dass ihr Wille stärker ist als meine rationalen Argumente. Sie macht das, weil sie nur so beweisen kann, dass sie die Matriarchin und wir ihre Marionetten sind. Und weil sie nicht versteht, dass andere Menschen wirklich existieren. Dass du wirklich erschöpft vom Flug bist. Dass ich wirklich aufgeregt bin, weil ich morgen meinen Master verliehen bekomme. Dass Papa wirklich überarbeitet und auch noch Nichtraucher ist und einfach nur ins Bett will. Sie macht das, weil sie die Macht hat und ihre größte Lebensfreude darin liegt, sie uns zu beweisen.«

In diesem Moment meiner größten Erregung ergriff eine schlecht gebräunte und wohlmanikürte Hand den Arm, mit dem ich mich auf meinen Sitz lehnte.

»Entschuldigen Sie bitte«, raunte die selbstgebräunte Stewardess in für Discount-Flieger und Engländerinnen überraschend gutem Deutsch.

»Ist gut, ich bin leise«, antwortete ich und tat so, als hätte ich vor, mich wieder nach vorne zu drehen und die Unterhaltung abubrechen.

»Es ist, die anderen Reisegäste wollen ruhen«, sagte sie lächelnd und ließ das Lippenstiftrot ihrer Schneidezähne aufblitzen.

»Natürlich. Entschuldigung«, sagte ich, geübt im Befrieden von Engländerinnen. Doch zu spät. Oma hatte bereits den Arm der Stewardess und ihre Chance ergriffen.

»Ja, wissen Sie, ich will auch ruhen, aber ich muss noch durch England fahren und Taxi spielen. Vor 100 Jahren hätte man dafür noch eine Sklavin gehabt, jetzt gibt's eine Großmutter. Das ist doch nicht normal. Würden Sie eine neunundsiebzig Jahre alte Frau so behandeln?«

Die Stewardess fragte sich offensichtlich panisch, wie sie die kleine, alte Furie auf Platz 22C wohl dazu bringen könnte, ihren Arm wieder loszulassen. Ohne Gesichtsverlust, versteht sich. Sie wollte gerade etwas sagen, da erschallte vom Sitz neben mir ein tiefempfundener, ohrenbetäubender Schnarcher. Oma erschrak leicht, sodass sich ihr stahlharter Griff für einen Moment lockerte. Die Stewardess ließ meinen Arm los und riss sich frei. In der für ihre Profession angemessenen Höchstgeschwindigkeit stöckelte sie davon. Eine Naht im unteren Drittel ihres schwarzen Bleistiftrocks öffnete sich mit jedem Schritt und ließ das leuchtend orange Futter hervorblitzen.

Ich guckte dem wackelnden Hinterteil der Stewardess und dem orange-schwarzen Spiel ihres Rockes hinterher und spielte mit dem Gedanken, mich tatsächlich wieder anzuschnallen. Die Dünndruck-Ausgabe der *Kritik der reinen Vernunft*, die ich zur Beruhigung meines Doktorandengewissens mit mir herumschleppte, ohne jemals ernsthafte Fortschritte zu machen, hatte ich beim Umdrehen rücksichtslos unter meinen Knien zerknittert. Nun hob ich sie auf und glättete die Falten, gewillt, mich endlich Kant zu widmen. Doch Oma war nicht bereit, ihr Lieblingsthema einfach so aufzugeben. Wohl wissend, dass sich die innerfamiliären Macht- und Bündnisverhältnisse jederzeit ändern könnten, wollte sie jeden Funken Wut aus ihren Verbündeten ziehen.

»Sie ist einfach unerzogen«, sagte Oma, als wäre unsere Konversation nie unterbrochen worden.

»Und wessen Schuld könnte das wohl sein?«, fragte ich, grinsend.

Ja, schon, Oma und ich waren gerade auf derselben Seite. Und ich liebte nichts mehr, als mich über meine Mutter aufzuregen, unter der ich ja immerhin schon seit fünfundzwanzig Jahren litt. Aber wenn Oma etwas so Dummes tat wie sich über die schlechte Erziehung ihres einzigen, alleinerzogenen Kindes aufzuregen, hatte sie einen kleinen verbalen Schlag auf die Fingerspitzen verdient.

»Natürlich, wenn du sagen willst, dass all ihr Meschuggesein allein deine Schuld ist, dann ist sie wohl die Erste, die dir recht gibt. Und ehrlich gesagt, vielleicht kommen ihre ganzen Machtkämpfe ja wirklich daher, dass sie eben eine übermächtige Mutter hatte. Niemand muss sich so sehr als Matriarchin beweisen wie das Kind der Matriarchin!«, sagte ich.

»Quatsch!«, sagte Oma, genauso wie meine Mutter auch immer »Quatsch« sagte, wenn sie ihrem Gesprächspartner auf subtile Weise vermitteln wollte, dass sie nicht einmal hören musste, was er sagen wollte, um es als völligen Blödsinn zu enttarnen. Es war komisch, dass Oma das auch sagte, weil sie in vielem ganz anders war als Mama. Wo Mama nur aus roten Kurven und wasserstoffblonden Haaren zu bestehen schien, war Oma ein kleines braun-graues Ausrufezeichen. Rechteckig, praktisch, gut, mit kurzgeschorenen graubraunen Locken und ohne erkennbare Taille. Was aber die Vehemenz anging, mit der sie Widerworten begegneten, waren die beiden doch Mutter und Tochter.

»Das ist alles Ralfs Schuld. Der hat sie so verhunzt. Der isst ja auch mit den Fingern«, sagte Oma.

Zumindest glaube ich, dass sie das sagte, weil sie das immer sagte. Ralf war der Vater meines kleinen Bruders, Elijah. Er und Mama waren ein Paar gewesen, nachdem Papa ausgezogen war. Oma hatte Ralf schon nicht leiden können, als er noch mit Mama zusammen war. Ihre Abneigung hatte sie auch in der Dekade seit der Trennung nicht überwunden. So



musste Ralf heute noch immer dann herhalten, wenn es darum ging, Mamas Marotten zu erklären.

Ihre eigentlichen Worte konnte ich nur teilweise hören, weil sie vom Staccato-Schnarchen neben mir überdeckt wurden. Dieses Schnarchen, gespickt mit Schmatzgeräuschen, hörte erst auf, als sich der Urschnarchaffe neben mir in meinen Vater zurückverwandelte. Er blinzelte und guckte mich mit prallen Tränensäcken an, als wäre er gerade aus dem tiefsten Dornröschenschlaf aufgewacht.

»Kinder, sie will einfach mit uns zusammen sein ...«, säuselte er.

»Ja, weil sie weiß, dass ich sie bei meiner Abschlussfeier nicht dabei haben will. Und du gehst auch noch auf sie ein!«, antwortete ich energisch.

Meine Oma posaunte ebenso nachdrücklich, dass das alles Ralfs schlechter Einfluss sei, weil der immer »Ich liebe dich! Ich liebe dich!« gesagt hatte und meine Mutter jetzt davon überzeugt war, dass es das Wichtigste sei, zusammen zu sein und »Ich liebe dich!« zu sagen, anstatt sich anständig zu verhalten.

Oma sagte nie »Ich liebe dich«. Sie kochte, putzte und belehrte. Deswegen konnte man auch nur erkennen, dass sie einen liebte, wenn man im Nahbereich war und so von ihrer Kochkunst und frisch gewaschener Wäsche profitieren konnte. Und auch nur dann, wenn man die mit jedem Arbeitsschritt einhergehenden Beschimpfungen ausblendete und sich stattdessen aufs Essen konzentrierte. Leider wohnte Oma in Berlin, während Mama in einem Industriepalast im Frankfurter Ostend logierte und ich in Oxford lebte. Und so war der Einzige, der in den Genuss von Omas Liebe kam, mein Vater, weil er auch in Berlin wohnte.

Und dann war da noch Thao. Ein vietnamesischstämmiger Schüler, den Oma seit vielen Jahren als ehrenamtliche Leihgroßmutter betreute. Will heißen: sie bekochte ihn und malträtierte ihn mit ihren Leistungsansprüchen.

Im Prinzip hatte Oma recht, was Mamas bedeutungsloses »Ich liebe dich!« anging. Aber die Sache mit Ralf war natürlich Blödsinn. Meine Mutter und Ralf hatten sich vor über zehn Jahren getrennt, und Mama wurde nur immer wahnsinniger. Wobei – vielleicht nicht so wahnsinnig wie Ralf, der sich irgendwann schlagartig vom jüdischen Atheisten zum jüdisch-orthodoxen Vollbartfanatiker gemausert hatte.

»Hey Thene«, sagte Papa und guckte mich schläfrig an, »ich hab zugesagt, dass wir sie abholen kommen, weil man mit deiner Mutter nicht diskutieren kann! Aber es ist doch nicht so schlimm. Heathrow liegt wirklich auf dem Weg, wenn man nach Oxford fährt. Das ist ein minimaler Umweg.«

»Georg, das ist nicht der Punkt.«

(Wenn er mich aufregte, nannte ich meinen Vater immer Georg. Wenn ich etwas wollte, nannte ich ihn Papa.)

»Der Punkt ist, dass sie immer mein negatives Gesicht angreift«, sagte ich mit akademischer Ernsthaftigkeit, die vom »Hä?« meiner Großmutter nicht gerade verstärkt wurde.

»Oma, das ist linguistisch für ›sie untergräbt meine Fähigkeit, mich willensfrei zu verhalten‹. Man unterscheidet in der Höflichkeitstheorie zwischen positivem Gesicht und negativem Gesicht. Positives Gesicht ist, wenn man sich gut findet und gut fühlt. Negatives Gesicht ist, wenn man sich frei verhalten kann. Wenn jemand zum Beispiel sagt ›Du bist scheiße‹, dann greift er das positive Gesicht an, also die Fähigkeit, sich gut zu fühlen. Aber wenn man sagt ›Tu das nicht!‹ oder ›Du musst dies tun!‹, dann greift man das negative Gesicht an, also die Freiheit zu tun, was man möchte.«

Oma guckte mich immer noch mit großen Fragezeichen in den Augen an. Ich war mir selber nicht mehr so sicher, ob ich das richtig erklärt oder wie so oft die Bedeutungen umgedreht hatte.

Die Verwechslung zweier Ausdrücke in einem Konzeptpaar nennt sich Ranschburg'sche Hemmung. Brutto und Netto, konvex und konkav, »das« und »dass«. All diese Paare, die man heimlich verwechselt und dann so tun muss, als hätte der andere einen falsch verstanden, um weiter ernst genommen zu werden. Gerade vor Oma, die mich erst respektierte, seit ich in Oxford studierte, konnte ich mir solche Schwächen nicht eingestehen. Also ganz schnell weg vom Akademischen. Ich wechselte die Taktik.

»Also: sie zwingt mich. Sie will mich immer zwingen.«

Meine Erklärung wurde mit Nicken und einem »Weil sie so ist!« von meiner Großmutter kommentiert. Nur mein Vater musste sich natürlich auf Mamas Seite schlagen. Ich hasste es, wenn er das tat.

Aber ich wusste, warum. Denn, egal wie scheiße meine Mama war, seine war hundertmal schlimmer. Meine Mutter hatte mich nicht mit vierzehn Jahren mutterseelenallein zurückgelassen. Über die Jahre hatte Papa sich eingeredet, dass die Beziehung zu wirklich jeder Mutter gepflegt werden musste. Also dachte Papa, er müsse dafür sorgen, dass ich meine Mama liebe und verstehe. Irgendwie ironisch, wenn man bedenkt, dass ich meine Kindheit damit verbracht hatte, zuzusehen, wie sich meine Eltern die Köpfe einschlugen. Oder wenn man bedenkt, wie ich weinend im Kleiderschrank gesessen hatte und drohte, nicht wieder rauszukommen, bis sie aufhörten sich anzuschreien. Oder wie ich mich zwischen die beiden gestellt hatte, während Eier- und Aschenbecher flogen. Oder wie ich weinend im Park stand, während mein Vater mir erklärte, dass Mama mich ihm wegnehmen und dass er deswegen vor Gericht gehen wolle. Oder wie ich Mama eine heiße Pizza ins Gesicht feuerte, als sie es wirklich tat (oder zumindest in meiner Wahrnehmung tat, indem sie den Umgang auf jedes zweite Wochenende reduzierte). Oder wie ich mit zehn Jahren Ende Dezember barfuß vor dem Haus stand, mit einer Kiste im Arm, in die Papa die Weihnachtsgeschenke geräumt hatte, die ich ihm geschenkt

hatte, weil er sie nicht mehr wollte. Weil er mich nicht mehr wollte. Weil er, wie er sagte, nicht mehr von meiner Mutter erpresst werden wollte. Oder wie ich im folgenden Sommer hoch oben im Birkenbaum saß, während die Ameisen ihr Geschäft auf mir verrichteten, und schwor, erst wieder runterzukommen, wenn Papa es sich anders überlegte und mich doch zum Wochenende holte. Oder bis Mama tat, was er sagte und doch erlaubte, dass ich ihn öfter als jedes zweite Wochenende sehen durfte, denn das war die Bedingung, unter der er mich sehen wollte und sonst eben nicht. Also sahen wir uns nicht.

Und jetzt hatte Papa nichts Besseres zu tun, als mir zu erklären, dass Machtkämpfe mit meiner Mutter sinnlos waren. Und mir Verständnis für sie abzurufen. Hätte er sich das nicht überlegen können, bevor er für fünf Jahre aus meinem Leben verschwand?

O.k., nein, offenbar nicht; kontrafaktische Fragen führen doch zu nichts, dachte ich. Ich schloss das Fotoalbum mit den Kindheitserinnerungen in meinem Kopf seltsam wohlwollend.

Papa rieb sich die Augen und hievte seinen neugewonnenen Bauch in Richtung meiner Großmutter. Er war seit nunmehr einem Jahr Nichtraucher und hatte sich als ehemaliger Hänfling noch nicht an seine neue Körpermitte und die damit verbundenen Sitzschwierigkeiten in Billigflugzeugen gewöhnt.

Ächzend drehte er sich dem Gesprächskreis aus mir und meiner Oma, die stehend gerade über die Lehne meines Sitzes gucken konnte, wieder zu und erklärte seiner Tochter und Beinahe-Schwiegermutter deren nächste Verwandte.

»Mama will einfach nur geliebt werden. Sie will wissen, sie will bewiesen bekommen, dass sie geliebt wird. Und wenn sie uns alle bitten muss, etwas Dämliches für sie zu tun, nur um daraus, dass wir es tatsächlich tun, zu schließen, dass wir sie bedingungslos lieben, dann